

# Deutsch-Lektüre einmal anders

Wie Remchinger Abiturienten die experimentelle Lyrik eines Informatik-Pioniers erleben

Von unserem Redaktionsmitglied  
Elvira Weisenburger

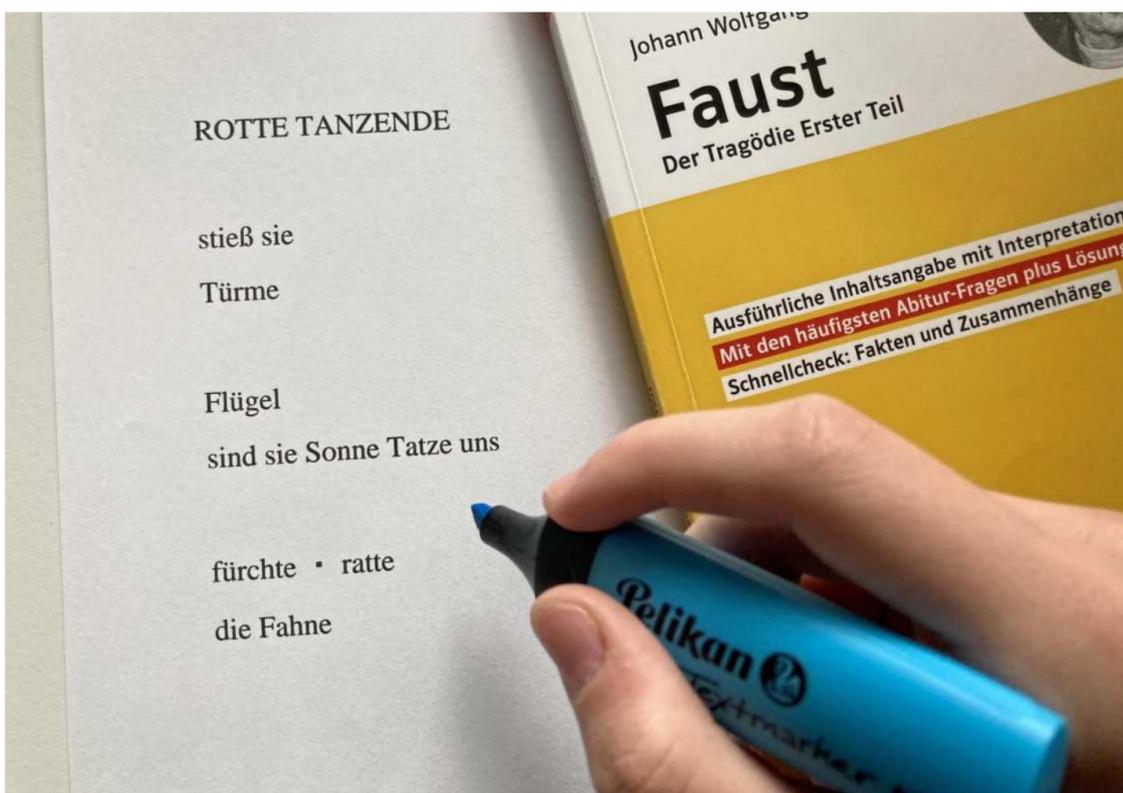
Könnte sich ein Computer diesen Stil aneignen – und genauso radikale Gedichte schreiben wie Wolfram Menzel? Diese Frage beschäftigt Abiturienten aus Remchingen. Beantworten soll sie ein 89-Jähriger: der Dichter höchstpersönlich. Eingefädelt hat diesen Austausch der experimentierfreudige Deutschlehrer Michael Tinkl. Nachdem seine 18-jährigen Schüler ach so lange Faust, Steppenwolf und Versmaße studiert haben, befindet er in diesem Frühjahr: Zeit für ein Kontrastprogramm. Er konfrontiert seinen Leistungskurs mit der Lyrik Menzels.



**Wolfram Menzel**  
Dichter und Informatik-Professor

Mit seinem äußerst wortkargen Stil hat der Dichter schon vor mehr als sechs Jahrzehnten klassisch geprägte Goethe-Verehrer herausgefordert. Ungewöhnlich ist zudem Menzels Biografie: Der Lyriker zählt zu den Pionieren der deutschen Informatik. Er begann seine Laufbahn in den 1960er Jahren an der Karlsruher Universität – am „Institut für Nachrichtenverarbeitung und Nachrichtenübertragung“, wie es damals noch heißt.

Das dichterische Werk hat Gymnasiallehrer Tinkl eher zufällig neu entdeckt. Menzels Sohn Harald ist ein Lehrerkollege. Nebenbei erwähnt er die Lyrik des Vaters. Als Tinkl sieht, dass Wolfram Menzel (Foto: pr) einst gemeinsam mit großen Namen wie Ingeborg Bachmann, Ernst Jandl und Nelly Sachs veröffentlicht wurde, ist er zunächst erstaunt, dann neugierig und schließlich fasziniert. „Da kommt mir Jandl fast wie ein Leichtgewicht vor“, sagt der Lehrer, nachdem er sich mit Menzels Werk und Weltbild befasst hat. Er ist gespannt, wie die Abiturienten des Jahrgangs 2022 reagieren werden – auf diese Gedichte, so radikal reduziert auf wenige Kernworte, so unendlich rätselhaft.



**Welch ein Kontrast:** Die radikal reduzierte Dichtung des Karlsruher Informatik-Pioniers Wolfram Menzel trifft auf die Deutsch-Pflichtlektüre „Faust“. Remchinger Abiturienten befassten sich mit dem Gedicht „Rotte tanzende“. Foto: Elvira Weisenburger

Lässt sich diese Lyrik wie ein Code entziffern?

Nur aus 15 Worten ist das Gedicht „Rotte tanzende“ zusammengefügt. Dass einige davon für den Schrecken des Nationalsozialismus stehen – die Vermutung drängt sich auf. 1933 ist Menzel geboren. Als Schüler hat er die NS-Propaganda erlebt. Und natürlich hat es ihn später beschäftigt, „was da Grauenhaftes dahintersteckt“. Aber Interpretationsanleitungen – die gibt es von ihm nicht. „Sprache ist ein Meer, in dem man schwimmt und taucht“, sagt Menzel, als er sich per Video-Schleife den gesammelten Fragen der Gymnasiasten stellt. Silben und Worte dürfen in seiner Sprachwelt ein Eigenleben führen. Auch die Gedanken des Lesers sind frei – so frei, wie es Schüler selten erleben. „Alle Interpretationen sind erlaubt“, betont Menzel.

Und er erzählt von der außergewöhnlichen Atmosphäre, in der seine experimentelle Lyrik in den 50er und 60er Jahren entstand. „Das ist ein Phänomen, das eine ganze Generation aufgerüttelt hat“, erinnert sich der 89-Jährige. „In dieser Zeit war plötzlich eine Aufbruchsstimmung entstanden. Es gab viele neue Verlage, junge Lyriker.“ Menzel hat in Frankfurt nicht nur Physik und Mathematik studiert, sondern auch Philosophie – zu Zeiten der großen Frankfurter Schule. Die Gesellschaft setzt sich damals mit den fast unbeschreiblichen Verbrechen der NS-Diktatur auseinander. In der Dichtung lösen sich Reimschema und Versmaß auf. Von „radikalen Umbrüchen“ in der Lyrik jener Nachkriegsjahre spricht der Literaturwissenschaftler Hansgeorg Schmidt-Bergmann. Menzels Gedichte seien „von

höchster Qualität“, meint der Leiter der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe: „Sie bleiben aktuell für alle, die sich mit den Tiefendimensionen von Sprache beschäftigen, von daher sollten sie in ihrer Fremdheit auch Schullektüre sein.“

Auch wenn die Abiturienten anfangs fremdelten, hält Deutschlehrer Tinkl das Experiment für geglückt: „Mich hat gefreut, dass bei der Besprechung in meinem Kurs das herauskam, was ich erreichen wollte: Lyrik als kunstvolle, äußerst offene Form zu zeigen, die weit über Gefühligkeit und Reime hinausgeht.“

Und wie ist das nun mit den dichtenden Computern? Könnten sie Menzel kopieren? Da gewinnt in Menzel der Dichter die Oberhand über den Informatiker. „Ich bin da skeptisch – aus dem einfachen Grund, weil der Mensch einen Körper hat. Er spürt, was in einem Gedicht ist.“

Nun gut, sprechen wir über den Elefanten im Raum: Was ist das? Oder anders: Warum? So reagierte einer meiner Mitschüler auf „Rotte tanzende“, als dieses Gedicht von Wolfram Menzel in meinem Deutschkurs analysiert wurde. Und ich kann es ihm nicht übel nehmen.

Um die Toleranz für derartige Kunst zu erhöhen, wagten wir uns zunächst an eine möglichst inklusive Definition von Lyrik. Wir einigten uns zur Überraschung unseres Lehrers nicht auf den Reim, sondern entschieden uns für Kürze, Rhythmus, Bildlichkeit und Form. Nach diesem Aufwärmtraining bekamen wir alle eine Kopie von „Rotte tanzende“ vorgelegt. „Was

## Ratten oder Nazis?

Eine Schülerin über das rätselhafte Menzel-Gedicht

soll das denn?“, „Verstehst du’s?“ und „Wo soll ich da bloß anfangen?“, waren nur einige der Resonanzen. Aber tatsächlich – trotz der anfänglichen Verwirrung erwiesen sich alle unserer Kriterien als erfüllt. Gemeinsam fanden wir Strukturen, häufig vorkommende Buchstaben und andere Auffälligkeiten.

Natürlich erlaubten wir uns auch eine Interpretation. Viele verknüpften „Rot-

te“ und „Ratte“ zum Überthema und stellten sich eine gefräßige Rattenhorde im Zerstörungswahn vor; andere fanden Parallelen zum Nationalsozialismus. „Flügel“ und „Türme“ sind schon schwieriger zuzuordnen, erinnern in Kombination mit „Sonne“ aber entfernt an die antike Sage des Ikarus. Alle spürten eine mulmige, bedrohlich wirkende Grundstimmung.

Doch warum gerade dieses Gedicht? Zu unserer Überraschung wohnt Wolfram Menzel ganz in der Nähe und war bereit, uns im Interview zu begegnen. Im Gespräch erklärte Menzel das Gedicht als sprachwissenschaftliches Experiment und zeigte sich sehr offen für alle möglichen Deutungen. Auch wenn diese Antwort nicht alle ganz befriedigt hat, bietet sie doch Anlass für eine neue, weniger verkrampfte Sicht auf Lyrik, im Gegensatz zu stumpfen Gedichtinterpretationen nach Schema F.

Die Autorin Mariel Bernat ist Abiturientin und besucht die zwölfte Klasse am Gymnasium Remchingen.

## Zwischen Angriffskrieg und Glamour

Cannes und die Politik – von den Widersprüchen eines Filmfestivals in Krisenzeiten

„Normal ist gar nichts im Moment.“ Iris Berben bringt es auf den Punkt. Wie fühlt es sich an, an der Côte d’Azur die Filmwelt zu feiern, während nicht weit weg Krieg herrscht? „Man ist ambivalent mit seinen Gefühlen, mit allem, was gerade parallel in der Welt passiert“, beschreibt die Schauspielerin ihr Erleben der diesjährigen Filmfestspiele. „Und Cannes muss sich dadurch jetzt auch nochmal anders politisch verhalten.“

Bei einem der weltweit wichtigsten Filmfestivals ist gerade alles anders als je zuvor. Schon während der Eröffnungszeremonie wird überraschend der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj für eine zehnminütige Rede zugeschaltet. Während der Premiere von „Three Thousand Years of Longing“ (einem eher unpolitischen Film, in dem es um einen Flaschengeist und das Geschichtenerzählen geht) stürmt eine Frau den roten Teppich, fast nackt, mit den Farben der ukrainischen Flagge bemalt. Und schreit: „Stop Raping Us“ – Protest gegen die Vergewaltigung von Kriegsopfern.

Dann wird kurz vor Beginn des Festivals spontan der Film „Mariupolis 2“ ins Programm genommen. Der litauische Filmemacher Mantas Kvedaravicius war ins Kriegsgebiet gereist, um den Angriffs-



**Protest:** Eine Frau demonstriert in Cannes gegen die Vergewaltigung von Kriegsopfern. Foto: Joel C Ryan/Invision/dpa

krieg zu dokumentieren. Anfang April wurde er während der Dreharbeiten gefangen genommen und ermordet. So berichten es Zeugen, das Filmfestival selbst und seine Verlobte Hanna Bilobrowa, die das Filmmaterial schnitt und nun in Cannes präsentierte. „Mariupolis 2“ lässt einen erschüttern zurück. Wo Worte versagen, sprechen die Bilder. Wir sehen Menschen, die sich in dunklen Gängen zusammenkauern. Wir sehen Rauch, der über die Stadt und ihre Ruinen zieht, aus einem kaputten Fenster gefilmt. Die Kamera zittert, und alle paar Sekunden zerschneiden Bomben den Ton. „Es ist kein Witz, es ist der Tod“, sagt ein Einwohner.

Auch weitere ukrainische Filmschaffende sind in Cannes. Maksim Nakonechnyi zum Beispiel präsentiert dort sein Debüt „Butterfly Vision“, das die Geschichte einer ukrainischen Soldatin erzählt, die nach mehreren Monaten Gefangenschaft im Donbass zu ihrer Familie zurückkehrt. Nakonechnyi ist einer der vielen ukrainischen Filmschaffenden, die im Land geblieben sind, um zu dokumentieren, was dort aktuell passiert. Und um es der Welt zu präsentieren, zum Beispiel hier in Südfrankreich.

Und auch Außenstehende äußern sich in Cannes zum Krieg. Der Regisseur Cris-

tian Mungiu oder der Schauspieler Woody Harrelson zum Beispiel.

Wie seltsam, dass neben all diesen Beiträgen und Diskussionen das Festival in Cannes aber auch weitergeht wie immer. Frauen schreiten in maximalistischen Abendroben über den Teppich. Auf Empfangen wird Champagner getrunken, oder der „Kylie-Minogue-Rosé“. Zwei Frauen diskutieren an einer Bar, ob die Haare von Tom Cruise gefärbt sind. Fans ketten ihre Leitern an die Absperungen, um sich einen guten Platz für Autogramme zu sichern.

Wie also hält man das aus, diese Gleichzeitigkeit von Krieg und glamourösen Feiern? Bei einer Antwort hilft uns Iris Berben, die wegen ihrer Rolle im Film „Triangle of Sadness“ nach Cannes gekommen ist. „Natürlich stellt man sich die Frage: Was machst du hier?“, sagt sie. „Man muss das für sich beantworten, aber sie bleibt ein Widerspruch, das ist klar. Und trotzdem denke ich, dass Kultur, Kunst und Film immer auch ein Bindeglied sind. Es ist immer auch die Möglichkeit, sich miteinander zu verknüpfen.“ Damit man nicht in der eigenen Hilflosigkeit stagniere. „Es ist ein Grund, der mir hilft. Ich lebe auch mit diesem Widerspruch, hier zu sein.“ Lisa Forster

## Neue Bücher

### Ermittlungen im Chaos

**Thomas Ziebula: „Engel des Todes“:** Thomas Ziebula glänzt in seinem neuen Roman „Engel des Todes“ vor allem mit der innenpolitischen Lagebeschreibung Deutschlands nach dem Ende des Ersten Weltkrieges. Anhänger und Gegner der neuen Republik stehen sich hasserfüllt und unversöhnlich gegenüber. Politische Morde sind an der Tagesordnung, die Zukunft sieht hoffnungslos aus. Der Kapp-Putsch 1920 führt die junge deutsche Demokratie an den Rand eines Bürgerkrieges. In vielen Städten bricht Chaos aus, Unruhen und Straßenkämpfe sind an der Tagesordnung. So auch in Leipzig, wo ein sadistischer Serienmörder sein Unwesen treibt. Kriminalinspektor Paul Stainer befindet sich in einer prekären Situation. Das wüste Durcheinander infolge des Putsches macht eine reguläre Ermittlung fast unmöglich und als Sozialdemokrat hat er sich der Anfeindungen seiner völkisch-nationalen Kollegen zu erwehren. Die Krimihandlung gelingt dem Autor weniger gut als die historischen Beschreibungen. Die Erzählung kommt weitschweifig und kleinteilig daher. Spannung stellt sich eigentlich nur im Zuge der politischen Konflikte ein.



Wunderlich, 379 Seiten, 20 Euro.

### Wohlfühl-Krimi

**Paolo Riva: „Flüssiges Gold“:** Commissario Luca hat sich aus der hektischen Großstadt in das beschauliche Montegiardino in der Toskana versetzen lassen. Abgesehen von kleineren Delikten ist sein Job wenig aufregend, bis eines Tages eine Olivenbäuerin am helllichten Tag mitten im Ort angeschossen wird. In Luca erwacht wieder der Großstadtpolizist. Leider tritt bald Vice-Questora Aurora Mair aus Florenz auf den Plan, die Luca vorgeschützt ist und den Fall an sich zieht. Die Dame ist äußerst resolut und macht sich mit ihrer Ruppigkeit schnell die Bevölkerung spinnefeind. Als ein weiteres Verbrechen auftritt, müssen sich Aurora und Luca wohl oder übel zusammenraufen. Paolo Riva hat mit „Flüssiges Gold“ seinen Erstling veröffentlicht. Herausgekommen ist ein typischer Wohlfühl-Krimi mit üppigen Schilderungen des Lokalkolorits und kulinarischer Genüsse. Nun ja, „Flüssiges Gold“ ist ein weiterer jener schon allzu zahlreichen Krimis im Reiseführer-Format.



Hoffmann/Campe, 302 S., 16 Euro.

### Der Osten im Westen

**Gregor Sander: „Lenin auf Schalke“:** Nach dem Mauerfall ging der neugierige Blick vieler Schriftsteller nach Ostdeutschland. Der Osten wurde auf die Couch gelegt, das Seelenleben der „Ossis“ nach allen Regeln der Kunst analysiert. Mit der Zeit entstand so ein ganz neues Genre. Während diese Art der Literatur inzwischen Bibliotheken füllen könnte, fehlt die umgekehrte Perspektive auf den Westen fast vollständig. Höchste Zeit also, dass ein ostdeutscher Autor einmal im Westen vorbeischaut. Gregor Sander, gebürtiger Schweriner, wohnt in Prenzlauer Berg, wagt eine Expedition ins Unbekannte. Inspiriert von seinem alten Kumpel Schlüppi nimmt er die alte Arbeiterhochburg Gelsenkirchen im Ruhrpott ins Visier. Warum gerade Gelsenkirchen? Schlüppi hält handfeste Argumente parat: „Die sind in allen Statistiken führend. Also, von hinten. Ärmste Stadt Deutschlands, höchste Arbeitslosigkeit, geringstes Pro-Kopf-Einkommen.“ Genau aus dem Grund haftet Gelsenkirchen das zweifelhafte Etikett „Der Osten im Westen“ an. Also, nichts wie hin!



Penguin, 192 Seiten, 20 Euro. / dpa